

Einleitung

Um das Phänomen des Bewusstseins und des Selbst zu erforschen bzw. erklären zu können, bemühen sich so unterschiedliche Wissenschaftszweige wie Philosophie, künstliche Intelligenzforschung, kognitive Psychologie, oder auch die Neurobiologie. Dabei ist häufig folgender methodologischer Zugang zu Bewusstseinsleistungen aller Art vorherrschend: Eine Erfahrung wie Schmerz oder Freude ist als phänomenales Erlebnis scheinbar unmittelbar bekannt. Die Frage lautet jedoch dann meistens nicht, welche Eigenlogik diesen phänomenal zugänglichen Erlebnissen inhärent ist, sondern die leitende Forschungsstrategie besteht vielmehr darin, zu untersuchen, auf welche basaleren Prozesse die oben genannten Bewusstseinsleistungen reduziert werden können.

Aus welchen Gesichtspunkten bezieht ein solcher Forschungsansatz seine Legitimation? Hier kommen verschiedene Faktoren ins Spiel. Wesentlich ist jedoch in letzter Konsequenz die physikalistische Annahme, dass es außer materiell beschreibbaren Prozessen keine weiteren eigenständig existierenden Prozesse oder Entitäten gibt, die zum Beispiel in einer Kausalerklärung ihren Platz hätten. Hinzu kommt die häufig vertretene Auffassung, dass man nicht mehr existierende Entitäten als notwendig annehmen sollte, ein Grundsatz der ontologischen Sparsamkeit, der auch als ›Ockham's Razor‹ bekannt ist.

Dieser Wissenschaftsmethodologie steht nun insbesondere die phänomenologische Forschungstradition gegenüber, die an der Irreduzibilität und Eigenständigkeit des Bewusstseins und der Subjektivität festhält. Deren grundlegende Auffassung besteht unter anderem darin, dass es eine Wissenschaft vom Bewusstsein und seinen unmittelbar zugänglichen Leistungen geben kann, ohne dass man eine naturalisierende Beschreibungsebene einnehmen muss. Zwar gesteht beispielsweise Husserl zu, dass auch der Einfluss rein kausaler Mechanismen auf das Bewusstsein nicht gelegnet werden kann,

aber eine Wissenschaft vom Bewusstsein selber lässt sich seiner Meinung nach durch die Betrachtung eben dieser rein naturwissenschaftlich explizierbaren Faktoren nicht gewinnen.

Hier bleibt jedoch die Frage bestehen, welche Beziehung die beiden Beschreibungsarten eigentlich zueinander haben. Die Auffassung des physikalistischen Monismus, dass ein unvermittelter Cartesianischer Dualismus der *res extensa* und *res cogitans* wissenschaftstheoretisch unbefriedigend ist, kann nicht einfach ignoriert werden. Ebenso unbefriedigend ist es jedoch, wenn die phänomenale Vielfalt der Welt geleugnet wird und letztendlich nur die Existenz von Masse, Energie und Partikeln eine zureichende Anerkennung findet. Dies muss, wie noch gezeigt werden wird, in letzter Konsequenz immer die Auffassung einer jeglichen physikalistischen Position sein, auch des sogenannten nicht-reduktiven Physikalismus.

Bereits eine erste begriffliche Bestimmung der beiden Forschungsfelder lässt jedoch erkennen, wo eine Übereinstimmung im methodologischen Vorgehen der beiden Forschungsansätze besteht. So kann man zumindest *prima facie* bei jeglichem wissenschaftlichen Vorgehen zunächst einmal zwischen dem in der Wahrnehmung Gegebenen und den begrifflichen Strukturen unterscheiden, die verschiedene Wahrnehmungen zueinander in Beziehung setzen. Hierbei sind es insbesondere kategoriale Bestimmungen, die jedes Forschungsfeld grundlegend zu spezifizieren vermögen. Dazu gehören beispielsweise relationale Bezüge zwischen verschiedenen Entitäten, die jeweiligen Aspekte von Form und Inhalt, Quantität und Qualität, Wesen und Erscheinung oder Ursache und Wirkung. Alle diese kategorialen Bestimmungen sind für die Erschließung eines jeglichen Forschungsfeldes unentbehrlich. Ob es sich um soziologische Begriffe wie Kollektiv und Institution handelt oder um biologische Begriffe wie Reproduktion und Selbsterhaltung, immer wird der Forscher Kategorien im obigen Sinne verwenden müssen, wenn er überhaupt in den Forschungsprozess eintreten möchte.

Daraus ergeben sich zunächst einige Gesichtspunkte für das Problem von Reduktion und angestrebtem Monismus: Die Einheit des Seienden ist (a) nicht in einer Spezialwissenschaft wie der Physik zu suchen, weil diese bereits auf Kategorien zurückgreifen muss, die sie selber nicht begründen kann. Der angestrebte Monismus wird sich (b) nur dann aufzeigen lassen, wenn man in der differentiellen Vielfalt die kategorial begrifflichen Einheitsmomente aufsucht und (c) auch die Art und Weise berücksichtigt, in welcher

Gestalt Begriffe und Kategorien im jeweiligen Forschungsfeld auftreten.

Inwiefern unterscheidet sich ein solches Vorgehen von einem reduktiv-physikalistischen Verfahren? Der Unterschied besteht darin, dass Seinsbereiche, in denen unterschiedliche qualitative Strukturen auftreten, nicht einfach aufeinander reduziert werden. So können beispielsweise selbst körperbezogene Bewusstseinsverfahren wie Schmerzzustände nicht vollständig auf komplexe neurologische Zustände zurückgeführt werden, ohne dass dies zu unhaltbaren Aporien führt, was in dieser Arbeit unter anderem aufgezeigt werden soll. Gleichzeitig wird jedoch nicht behauptet, dass es keinen Zusammenhang zwischen neuronalen Zuständen und Bewusstseinszuständen gibt. Dass beispielsweise Verletzungen des Kortex zu Ausfällen sowohl von Bewusstseinsleistungen als auch unbewusst ablaufenden Steuerungsmechanismen führen können, ist hinlänglich bekannt und erforscht. Hieraus folgt jedoch nicht, dass Bewusstseinsvorgänge gänzlich auf neuronale Mechanismen zurückzuführen sind. Diesbezüglich werde ich in der vorliegenden Arbeit argumentieren, dass neuronale Prozesse unter normalen Umständen lediglich eine *notwendige Bedingung* zum Auftreten von Bewusstseinsleistungen darstellen, aber hierzu eben nicht *hinreichend* sind. Aus dem bisher Gesagten ergeben sich somit folgende Gesichtspunkte, die in dieser Arbeit untersucht werden sollen:

- (1) Wenn man versucht, Bewusstsein und Ich lediglich im Sinne des reduktiven Physikalismus zu spezifizieren, treten Aporien auf, die zu einem Verlust des Forschungsgegenstandes selber führen und deshalb nicht als Erklärungen des Bewusstseins angemessen sind. Dies gilt auch für Ansätze des sogenannten nicht-reduktiven Physikalismus, da dieser in letzter Konsequenz ebenfalls gemäß seiner Ontologie nur die Existenz von Masse, Energie und Partikeln als gegeben akzeptieren kann.
- (2) Um einen angemessenen Zugang zum Bewusstsein und Ich gewinnen zu können, gilt es, die Bewusstseinsphänomene in ihrer Erlebnisqualität ernst zu nehmen und deren Sachlogik (Gesetzescharakter) reflexiv herauszuarbeiten, ohne diese unmittelbar zugängliche Verstehens- bzw. Erklärungsebene unbegründet zu verlassen. Dies erfordert eine Fundierung der phänomenologisch orientierten Bewusstseinsforschung, bei der ein wesentlicher Schwerpunkt in der Explikation einer angemessenen Forschungsmethodologie liegt. Dies betrifft insbesondere im

Hinblick auf die Phänomenologie Husserlscher Prägung die philosophische Rechtfertigung der phänomenologischen Reduktion, wie auch die Grundlegung der eidetisch orientierten Forschung insgesamt.

- (3) Neben der Eruierung und Rechtfertigung einer angemessenen Forschungsmethodologie für die Erfahrungen aus der Ersten-Person-Perspektive ist es zudem wichtig, aufgrund ihrer Anwendung den entsprechenden Gegenstandsbereich überhaupt erst zureichend zu erschließen. Für die phänomenologisch orientierte Bewusstseinsforschung bedeutet dies, dass die wesentlichen Strukturen und Charakteristika des Bewusstseins und Ich spezifiziert werden müssen. Dabei ist insbesondere auch zu klären, wie sich das Bewusstsein zum Ich verhält bzw. in welcher Relation diese beiden zumindest prima facie distinkten Phänomenbestandteile zueinander stehen.
- (4) Im Hinblick auf die obigen Gesichtspunkte stellt sich die Frage nach der möglichen Forschungskontinuität oder auch Diskontinuität zwischen der naturwissenschaftlichen und phänomenologischen Erforschung des Bewusstseins. Zur Klärung dieser Frage ist es notwendig, aufgrund einer Darstellung und kritischen Erörterung der verschiedenen Forschungsmethodologien, deren Reichweite und Leistungsfähigkeit zu eruieren.

Um diese Gesichtspunkte einer vertiefenden Betrachtung unterziehen zu können, ergibt sich folgende Gliederung für die vorliegende Arbeit:

Im ersten Kapitel werden zunächst einige allgemeinere Gesichtspunkte zur Ontologie des zeitgenössischen Physikalismus dargestellt, die in der Bewusstseinsforschung in vielen Fällen implizit oder auch explizit den methodologischen Ausgangspunkt der Forschung bestimmen. Hierbei kommt Ernest Nagels Theorie des reduktiven Physikalismus eine besondere Bedeutung zu, weil bis heute, insbesondere auch in der zeitgenössischen Philosophie des Geistes, auf sie Bezug genommen wird. Daran anknüpfend, werden ebenfalls einige grundsätzliche methodologische Überlegungen zur Konzeption des nicht-reduktiven Physikalismus dargestellt und die Frage erörtert, ob das Verhältnis des Mentalen zum Physischen zum Beispiel auf der Grundlage des Supervenienzbegriffs tatsächlich zureichend bestimmt werden kann.

In einem weiteren Schritt sollen dann im zweiten und dritten

Kapitel die in der eher allgemeineren Auseinandersetzung mit dem Physikalismus gewonnenen Ergebnisse durch die kritische Explikation einer materialistischen Bewusstseinstheorie konkretisiert werden. Hier werde ich den Schwerpunkt auf Daniel Dennetts funktional-materialistisch orientierten Erklärungsansatz legen, der in vielfältigen Werken und Aufsätzen sowohl einen erkenntnistheoretisch privilegierten Zugang des Betrachters auf seine eigenen psychischen Akte bestreitet als auch die scharfe Zäsur, die beispielsweise Brentano zwischen den physischen und psychischen Phänomenen zieht.

Dennett favorisiert stattdessen eine materialistische Position, dessen grundlegendes Axiom er ganz im Sinne des Physikalismus so beschreibt, dass es nur einen Stoff gebe, der sowohl in der Physik, der Chemie als auch in der Physiologie untersucht wird. Auch der menschliche Geist sei demgegenüber nichts anderes als ein physikalisches Phänomen.¹ In seiner eigenen Bewusstseinstheorie entwickelt Dennett unter anderem das sogenannte »Multiple-Entwurfsmodell« des Bewusstseins, mit dem er glaubt, einem versteckten Cartesianischen Dualismus entgehen zu können, der seiner Auffassung nach auch in vielen materialistischen Erklärungen unzulässigerweise vorausgesetzt wird. Der philosophisch-methodologische Vorzug den Dennetts materialistische Bewusstseinstheorie gegenüber anderen materialistischen Positionen meiner Ansicht nach hat, besteht nun einerseits darin, dass er versucht, jeden noch so versteckten Dualismus durch einen umfangreichen materialistischen Monismus zu ersetzen, der nicht zu seinen Prämissen in Widerspruch steht. Andererseits macht er in seinem Werk *The Intentional Stance* deutlich, dass er, anders als beispielsweise Churchland, nicht daran denkt, unsere intentional geprägte Alltagssprache vollständig durch die Sprache der Neurophysiologie ersetzen zu wollen. Trotzdem bestreitet er beispielsweise in dem Essay *Quining Qualia* vehement die Auffassung, dass wir durch Introspektion einen irgendwie privilegierten Zugang zu den Ereignissen unseres Geistes haben. Ich werde unter anderem die Auffassung vertreten, dass Dennetts Thesen bereits selber die Erfahrung des Bewusstseins und Denkens voraussetzen müssen, wenn sie Anspruch auf Wahrheit erheben sollen und bereits dieses Ergebnis einen Methodenwechsel der Bewusstseinsforschung zur Phänomenologie hin nahe legt.

Anknüpfend an diese Ausführungen soll deshalb in den Kapiteln

¹ Vgl. Dennett, Daniel (1991): *Consciousness Explained*. Boston. 33.

vier und fünf gezeigt werden, dass es tatsächlich, wie in (2) behauptet, eine eigenständige Wissenschaft vom Bewusstsein und Selbst geben kann. Hierbei sollen zentrale Begriffe der Husserlschen Phänomenologie einer genaueren Analyse unterzogen werden. So hat Husserl versucht aufzuzeigen, dass ein methodisch-ausgezeichneter reflexiver Zugang zum Phänomenkomplex von Bewusstsein und Subjektivität möglich ist. Methodisch ausgezeichnet bedeutet hier, dass es zur Verfehlung des Gegenstandes führt, Bewusstsein und Selbst lediglich als Naturphänomen zu begreifen, so wie man beispielsweise in den Naturwissenschaften häufig zu erklären sucht, was Wasser ist, indem es mit H_2O gleichgesetzt wird.

Die Methode, die Husserl entwickelt hat, um den eigenständigen Gegenstandsbereich von Bewusstsein und Ich zu erschließen, hat er in der *Phänomenologie* zu begründen versucht. Diese steht dabei unter anderem auch in der Tradition der Transzendentalphilosophie. Die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis führt letztendlich auf die leistenden Akte der Psyche bzw. auf das leistende noetische Aktgefüge der Subjektivität. So führt Husserl in dem »Encyclopaedia-Britanica-Artikel« von 1927 aus, dass die Phänomenologie eine neuartige deskriptive Methode innerhalb der Philosophie sei, die beanspruche, ein Organon für eine streng wissenschaftliche Philosophie zu liefern, um in letzter Konsequenz eine methodische Reform aller Wissenschaften zu ermöglichen. Parallel zur Begründung dieser transzendentalen Phänomenologie ist ihr nach Husserl eine neue Disziplin erwachsen, nämlich eine phänomenologische Psychologie. Deren Aufgabe bestimmt er so, dass sie den Anspruch erhebe, der streng empirischen Psychologie das methodische Fundament zu geben.² Um dies zu erreichen, kommt der Methode der phänomenologischen Reduktion bzw. der *Epoché* eine entscheidende Bedeutung zu. Die phänomenologische Reduktion ist hierbei als eine reflexive Bewusstseinsumkehr zu verstehen, indem der Blick auf die Bewusstseinsphäre selber gerichtet werden soll.

Ich werde argumentieren, dass durch diesen Schritt tatsächlich die Möglichkeit besteht, die Eigenlogik von Bewusstseinsleistungen, wie in (3) gefordert, *als solche* einer wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen. Im fünften Kapitel werden dann allgemeine Bewusstseinsstrukturen, wie beispielsweise die Intentionalität oder das

² Vgl. Husserl, Edmund: *Phänomenologische Psychologie*. Bd. IX. Hrsg. v. Walter Biemel. Den Haag. IX. 241.

Zeit-Bewusstsein, einer entsprechenden Untersuchung unterzogen. Die Frage nach der Einheit des Bewusstseinsstroms, die besonders auch bei Dennett virulent ist, wird dabei unter anderem im Zentrum der Betrachtung stehen. Daran anknüpfend soll zudem die Frage erörtert werde, ob die Konzeptionen von nicht-egologischen Bewusstseinstheorien in sich konsistent begründbar sind, wobei auch verschiedene Komponenten des ›reinen Ich‹ analysiert werden, die Husserl in jeweils verschiedenen Zusammenhängen spezifiziert hat und auch im Kontext der zeitgenössischen Bewusstseinsforschung besonders relevant sind.

Da in dieser Arbeit die Bewusstseinsforschung besonders auch in der Auseinandersetzung zwischen einer im weitesten Sinne naturalistischen und phänomenologischen Wissenschaftsmethodologie im Vordergrund steht, werden weitere Dimensionen des Bewusstseins und Selbst, wie deren Verhältnis zur Leiblichkeit oder auch Sozialität aus phänomenologischer Perspektive, nur am Rande in die Erörterung mit einbezogen, weshalb zwischen ›Ich‹ und ›Selbst‹ im Rahmen dieser Arbeit auch nicht dezidiert unterschieden wird. Dies beinhaltet keineswegs eine Abwertung dieser zweifellos essentiellen Dimensionen menschlicher Existenz, sondern ist lediglich der Auffassung geschuldet, dass das Bewusstsein und Ich, so wenig sie als reine Produkte neuraler Aktivitäten angesehen werden können, eben auch nicht einfach als reine Produkte sozialer Interaktionen aufzufassen sind. Dass die faktische Genese des Selbstbewusstseins diesbezüglich von letzteren mit abhängig ist, soll diesbezüglich gar nicht geleugnet werden. Aber genau wie im Fall der neurologischen Bedingungsgefüge vertrete ich in dieser Arbeit die Auffassung, dass soziale Interaktionen für das Auftreten und die weitere Entwicklung des Selbstbewusstseins zwar notwendig sind, jedoch weder das Wesens des Bewusstseins noch das Ich in einem streng ontologischen Sinne produzieren.

Im letzten Kapitel wird auf der Grundlage der bis dahin erzielten Ergebnisse der in (4) formulierten Frage nachgegangen, wie das Verhältnis der Ersten- zur Dritten-Person-Perspektive in der Bewusstseinsforschung aufgefasst werden kann. Die damit verbundenen ontologischen Gesichtspunkte und weitergehenden Fragestellungen bilden den Abschluss dieses Kapitels.

Danken möchte ich an dieser Stelle vor allem Prof. Dr. Rudolf Lütke für die intensive Betreuung bei der Planung und Durchführung dieser Arbeit wie auch Prof. Dr. Wolfgang H. Pleger für wichti-

Einleitung

ge Anregungen zur vorliegenden Untersuchung. Ebenfalls bedanken möchte ich mich bei apl. Prof. Dr. Matthias Jung für die Möglichkeit, im Rahmen seiner Forschungskolloquien Teile dieser Arbeit vorzustellen und diskutieren zu können. Notwendige sprachliche Überarbeitungen sind von Dr. Florian Riedler, Ulrike Zettelmeier M.A. und meiner Lebensgefährtin Klaudia Schulte durchgeführt worden. Bei Ihnen allen möchte ich mich gleichermaßen für den großen Arbeitseinsatz bedanken. Ferner möchte ich auch meine Dankbarkeit meinen Eltern Klaus-Jürgen und Birgit Gisela Tewes gegenüber zum Ausdruck bringen, ohne deren Interesse und vielfältige Unterstützung die vorliegende Arbeit nicht entstanden wäre.

Vorliegende Arbeit ist als Dissertation vom Fachbereich 1 der Universität Koblenz-Landau am 11.11.2005 zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie angenommen worden.